

CORINNA ANTELMANN

# IM SCHATTEN DES MONDES

 mixtvision

CORINNA ANTELMANN **IM**  
**SCHATTEN**  
**DES**  
**MONDES**

 mixtvision

„IMPRESSUM

Im Schatten des Mondes wurde mit dem Mira-Lobe-Stipendium des Bundeskanzleramtes Österreich für Kunst und Kultur unterstützt

© mixtvision Verlag, München 2015

[www.mixtvision-verlag.de](http://www.mixtvision-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung und Satz: Julia Herrmann

eBook-Herstellung: mixtvision DIGITAL GmbH, München

eBook-Auslieferung: Bookwire GmbH, Frankfurt am Main

ISBN 978-3-95854-916-6 (epub)

ISBN 978-3-95854-917-3 (mobi)“

Auszug aus: Corinna Antelmann. „Im Schatten des Mondes.“  
iBooks. <https://itunes.apple.com/WebObjects/MZStore.woa/viewBook?id=9FFBD720C8DB56E9342A585209B73EFD>

Für Jens Wawrczeck, der die Geschichte von Leo  
während vieler Stunden in Hamburg mit mir  
zusammen ins Leben gebracht hat. Danke!  
Danke auch der Firma Zeitsprung pictures in  
Köln, die das Drehbuch Leo lassoes the moon in  
Auftrag gegeben hat, finanziert mit Mitteln der  
Filmstiftung Nordrhein-Westfalen.



# 1. LEO WENDLAND

Wie schön sie ist. Niemand ist schöner als sie. Nur er allein hat ihre wahre und strahlende Schönheit je gesehen. Er weiß, sie liebt ihn. Läuft vor ihm her, mit wallendem Haar, fröhlich und licht, perfekter noch als all die Barbies, mit denen Anke als Kind gespielt hat. Jetzt bleibt sie stehen, dreht sich um und winkt ihm zu, mit einer Hand, so blass und vornehm, wie sie nur die Sonnenfrau hat. Wie immer ruft sie seinen Namen; er kann es hören: Leo. Leise ruft sie ihn mit ihrer hauchdünnen Stimme, die so flüchtig ist wie ein Sonnenstrahl selbst. Und wieder: Leo. Ja, sie wartet auf ihn, die Sonnenfrau. Dass er kommt und sich in ihre Arme wirft. Er beeilt sich, läuft schneller und fällt über die Stimme seiner Mutter:

„Leo!“ Auch sie ruft ihn, aber es klingt scharf, zersplittertes Glas, das ihn schneidend zurück in die Wirklichkeit fallen lässt. „Leo, träumst du wieder?“

Die Zeitungen, die umgeblättert werden, rascheln, hochglanzpolierte Illustrierte, wie es sie in jedem Wartezimmer gibt. Seine Mutter schaut auf Leos Hände, unauffällig, aber er bemerkt ja doch, wie sie ihn mustert, die Narben, die ihm vorzeitig das Aussehen eines alten Mannes verleihen. Dann beugt sie sich wieder über ihre Zeitschrift, zurück zu den anderen, den Menschen mit samtener Haut, Menschen, die sich für schön halten, denn sie kennen die Sonnenfrau nicht, die Unterbelichteten. Sie haben keine Ahnung, wie hässlich sie dagegen sind.

Die Augen des Mädchens, das ihm gegenüber sitzt, kleben an dem altmodischen UV-Schutzanzug, den er trägt. Es ist noch klein, höchstens fünf, wie damals Anke, als sie begann, seine zahlreichen Zeichnungen zu durchkreuzen und ihn dafür zu strafen, dass Mama sofort angelaufen kam, wann immer er weinte oder seufzte. Wann immer er einen Ton von sich gab.

Leo macht eine schnelle Bewegung, stößt mit scharfen Krallenhänden nach vorn, und

tatsächlich schrickt das Mädchen zurück vor diesem bösen Wolf im weißen Gewand. Leo muss lachen.

„Leo!!“ Wieder das splitternde Glas, doch bevor seine Mutter weiterreden kann, öffnet sich die Tür zum Behandlungszimmer, und die Sprechstundenhilfe, heute die Rothaarige, die vormittags manchmal aushilft, ruft seinen Namen. Und den Namen seiner Mutter.

Als er an ihr vorbeigeht, schenkt sie ihm ihren mitleidigen Besser-ich-bekomme-nie-Kinder-Blick; dann betreten sie das Behandlungszimmer, in dem Dr. Merkuri sich gerade die Stirn mit einem Taschentuch abwischt. Wie immer schön hinter dem Schreibtisch verschanzt. Seit sie sich kennen: hinter dem Schreibtisch. Seit fast vierzehn Jahren, seit der Himmel sich verdunkelt hat und der Ostseestrand, an dem sie soeben noch ihren Urlaub verbracht hatten, ihm fortan als gleißendes Stück Scheiße erschienen war; seit er nicht mehr der ist, an den er sich nicht einmal mehr erinnern kann; seit er im Alter von zwei Jahren mit dem Bericht des Facharztes in der Tasche zurück an den Hausarzt überstellt wurde. Diagnose: Es bleibe Nacht.

„Montag geht es auf eine andere Schule, oder Leo? Großer Tag.“

Wie er sich bemüht, freundlich zu klingen, beinahe heiter. Fast tut es Leo leid, dass er nicht antwortet, dass er schweigt, als sei er neben alledem auch noch mit Stummheit geschlagen. Er kann nichts dagegen tun. Dr. Merkuri und sein weißer Kittel lösen allergische Reaktionen in ihm aus und setzen seinen Kopf, der ohnehin oft genug verhakt, für Nettigkeiten außer Kraft. Der Schreibtisch, die mit schweren Vorhängen verhängten Fenster in der Praxis, die, er weiß es ja, wieder abgenommen werden, sobald er, Leo, den Raum verlässt: Sie sind schuld, denn irgendwer oder -was muss ja schuld sein, und an Gott glaubt er nicht. Auch nicht daran, dass alle Menschen Kreuze zu schleppen haben, an diesen ganzen Mist, den seine Mutter in sich hineinstopft, um ihren Hunger nach höherer Gerechtigkeit zu stillen.

„Dann sind die Sommerferien schon wieder vorbei“, sinniert Dr. Merkuri weiter, und als Leo abermals schweigt: „Schade, was?“

Leo beißt sich auf die Zunge, aber die Antwort schlängelt sich an den Zähnen vorbei ins Freie:

„Wo wir doch immer so toll ans Meer fahren, jedes Jahr.“

Kaum ist die Antwort hinaus, tut er ihm doch nicht leid, dieser verstörte Doktor, der aus lauter Verlegenheit einzig Leos Mutter anzuschauen wagt, als erwarte er von ihr den benötigten Schutz vor dem missratenen Sohn. Ihr Lächeln entschuldigt beide gleichzeitig, und Dr. Merkuri lässt von Leo ab, sagt keine Dinge mehr wie: Was ist am Strand schon los? Sandkörner und leere Plastikflaschen. Schwitzende Körper. Ölige Badetücher. Versucht sich nicht in derart leerem Geschwätz, wie Leo es sich normalerweise anhören muss. Zum Beispiel von der Nachbarin. Oder von seiner Schwester, wenn sie in ihren verirrten Momenten versucht, ihm Gutes zu tun.

Leo setzt sich in die zweite Reihe, hinter die Mutter, der jetzt die gesammelte Aufmerksamkeit gilt. Er schließt die Augen, denn hinter den Lidern gibt es mehr Licht als im Außen; dafür sorgt die Sonnenfrau, deren Bild er wiederzubeleben versucht, nur leider: Ihre blassen Hände wollen sich nicht zeigen, der Herr Doktor redet zu laut.

„Ich habe wieder Tumore gefunden. Einundzwanzig, um genau zu sein.“ Dr. Merkuri kommt ins Stocken. „Tut mir wirklich leid.“

„Dabei waren wir fast nicht draußen“, hört Leo seine Mutter leise sagen.

Ach, Mama, weißt du es denn noch immer nicht?

Sie wird drei Rosenkränze extra beten, aber auch die Gebete werden nichts daran ändern, dass er sich in zwei Wochen unter das Messer legen wird. Schnipp, schnapp und ab. Seine äußere Haut gehört nicht ihm, ist Hülle, Anzug, darunter aber liegt sein wahrer Körper, zart und weich, nur kann ihn keiner berühren.

„Ausgerechnet direkt nach deinem Geburtstag.“

Er sieht ihren besorgten Blick durch die geschlossenen Lider hindurch.

Ach, Mama, als spielt das eine Rolle.

Ein Graben mehr oder weniger, der sich durch sein Gesicht zieht, neben all den anderen Bergen und Tälern. Happy birthday. Statt einem neuen Fahrrad eine neue Visage.

Leo reißt seine Augen auf, schiebt den Sessel zurück und lässt Dr. Merkuris: „Das schaffst du schon, Leo!“ an sich abprallen. Immer sagt er etwas in dieser Art. Als Leo kleiner war, da hieß es noch: „Es wird nicht so schlimm wie du denkst“, und als die Wahrheit über die Jahre dann doch nach und nach sein Gesicht bevölkert hatte, da mutierte er in den Augen der anderen plötzlich zu einem Superhelden, der sein Los wunderbar über sich ergehen ließ und daneben auch noch lustig sein konnte.

Lederhaut spürt nichts und hässlich ist hässlich.

Auf dem Nachhauseweg hört sie nicht auf zu quatschen. Das ist ihre Art, ihn aufzumuntern. Sie könnte ihn fragen: „He, Leo, was kann ich tun, damit es dir gut geht?“ Stattdessen beschließt sie ungefragt, ihr Reden sei Medizin und bemerkt dabei nicht, wie sie ihn quälen, diese austauschbaren Sätze: „Hauptsache, du hältst dich immer schön an den Lichtschutz.“ Oder: „Es ist doch auch schon besser geworden, seit wir die Folien geklebt haben.“

Sie lügt, das ist doch Sünde; er hat ihr Gesicht gesehen, als sie die Praxis verlassen haben. Ihre Falten sind bald ebenso tief wie die Furchen seiner Nähte. Und es werden mehr nach jedem einzelnen der endlosen Arztbesuche, den vierteljährlichen Torturen.

Mitten auf der Brücke bleibt sie stehen; darunter laufen die Eisenbahnschienen, die in der Sonne glänzen wie flüssiges Metall. Sie haben keine Kraft, sich zu wehren. Schmelzen dahin und tragen niemanden mehr weiter. Endstation. Leos Mutter nestelt an seinem Anzug herum; auch er hat keine Kraft, sich zu wehren, da fällt ihm die Plakatwand an der Längsseite des Bahnhofs ins Auge. Die Bilder wechseln häufig, seit er diesen Weg geht, und er geht ihn oft. Die Jahre verändern den Inhalt der Werbung, die Models ihre Mode und Frisur, aber die Botschaft bleibt gleich: Ihr seid schön. Und jetzt im Sommer,



da haben sie alle sonnengebräunte Haut, den richtigen Teint für das junge Glück. Wenn ihr wüsstet, Leute, wie vornehm blass die Sonne ist.

Seine Mutter hat fertig gezupft, und er weiß nicht, ob er sich mehr dafür schämt, diesen Anzug tragen zu müssen oder dafür, zu allem Überdross und vor aller Leute Augen von ihr in den Arm genommen zu werden. Er überragt sie bereits. Ihr Haar ist an einigen Stellen grau. Das war ihm entgangen, solange er noch zu ihr aufgeschaut hat. Oder sie waren damals tatsächlich noch braun gewesen, in all den Jahren, die sie mit ihm hinter heruntergelassenen Jalousien auf dem Fußboden des Kinderzimmers gesessen hatte, um ihm beim Malen zuzuschauen. Beim Bauklötzebauen. Um ihm Märchen vorzulesen. Nur von den Fürsten der Finsternis hat nie auch nur ein Buch gehandelt. Von den Gestalten der Dunkelheit, den Nachtschattengewächsen, von denen die meisten giftig sind, und die plötzlich doch noch eine Metamorphose durchmachen, die sie zu etwas anderem werden lässt. Vom Frosch zum Prinzen. Vermutlich gibt es diese Geschichten nicht, auf die er immer gewartet hat. Verzauberte Unken. Seine Mutter hatte ihm gegenüber gesessen, zu lächeln versucht und ihm ein Tuch über den Kopf gestülpt, wann immer es nach draußen ging. Hatte seine Verbände gewechselt und ihm Grießpudding vorgesetzt. Jetzt kocht sie immer noch Grießpudding und bemerkt nicht, dass ihm längst davor graut.

Der muskulöse Plakat-Mann wäscht sich mit blauem Duschgel. Blau ist die Farbe des Sommers, die Farbe des Meeres, an das alle fahren, um die richtigen Schulaufsätze schreiben zu können. Und als seine Mutter wenig später die Wohnungstür aufschließt, lässt der Schein des Tages, der durch die Folien an den Fenstern fällt, Leos Haut ebenfalls blau erschimmern. Nein, nicht blau, eher violett. Jeden Tag wird er von dieser Farbe begrüßt, der Farbe, die in seinem Zeichensortiment fehlt. Er hat sie weggeworfen, das zuallererst.

Auch in seinem Zimmer schimmert das spärliche Licht in dem verhassten Lila. Aber hier gibt es einen Wolf über dem Bett, der Leo mit seinen schlaun Augen direkt anschaut: Schlechten Tag gehabt, was? Ins Schwarze getroffen, wie immer. Und da die

Schultasche recht günstig mitten im Zimmer steht, gibt Leo ihr bei der Gelegenheit einen satten Tritt. Er ist nicht so schlecht im Fußball wie alle glauben, das wird schon noch.

Die Tasche kippt um, und heraus flattern die Blätter, auf denen für Parfüm geworben wird. Junge Männer, die seine über alles geliebten ehemaligen Klassenkameraden hübsch verziert haben. Narben entstellen filzstiftschwarz die gebräunten Gesichter und dicke fette Handschuhe sind über die männlichen Hände gemalt. Die Idioten, bilden sich ein, selbst werbewirksam auszusehen und haben doch Pickel im Gesicht und dünne Flaumhaare um die Lippen, über die sich die Mädchen das Maul zerreißen. Nur er, Leo, hat keinen Flaum. Da wächst kein Gras.

Aus dem Wohnzimmer redet die Stimme seiner Mutter. Sie telefoniert mit Papa, klar, berichtet die neusten Neuigkeiten. Dr. Mercuri sage dies und sage das, und mit der neuen UV-Kleidung und dem supertollen Messgerät könne er, Leo, fast normal leben. Na klar.

Leo hebt die Blätter auf, zerreißt sie fein zu violetterem Schnee, den er auf den Boden rieseln lässt, ein kleiner lila Berg, in den er seinen nackten großen Zeh bohren kann. Vergleichsweise normal sieht er aus, dieser Zeh. Immer hübsch unter Socken versteckt, bloß keine Sandalen.

Der Spiegel an Leos Kleiderschrank ist mit hängenden Hemden verdeckt. Aber er traut sich. Schiebt sie beiseite und wirft einen Blick dahinter, betrachtet die neuen Flecken, die bald aus ihm herausgeschnippelt werden. Die Motive, die in seinem Inneren entstehen, gefallen ihm besser als alles, was ihm sein Ebenbild zeigt.

Er sucht nach seinem extragroßen Zeichenblock, den er weit hinten unter dem Bett vergraben hat, um ihn vor den Augen seiner Mutter zu schützen. Beinahe jedes Blatt zeigt eine Version der Sonnenfrau. Wie oft hat er bereits versucht, sie zu zeichnen. Seit er vier Jahre alt war, seit er Stifte in die Hand bekommen hat, seit er denken kann. Aber immer gelingt sie ihm nur als schales Abbild dessen, was sie tatsächlich ist. Wenn er doch nur besser zeichnen könnte.

Er überfliegt die vollen Seiten, bis ein weißes Blatt Papier vor ihm liegt, und knallt den Block auf seinen Schreibtisch, wo die Farbstifte liegen. Die ganze Palette ohne Lila.

Leo greift zielsicher zu Grau; er weiß, was er zeichnen möchte, und der Stift weiß es auch. Er wird ihn nicht loslassen, bis es vor ihm liegt, sein wahres Gesicht, sein Spiegelbild, das ungeschönt zeigt, wenn er fragt: Wer ist der Schönste hier? Seine Wahrheit, die gröber ist als das, was hinter dem Hemd lauert. Und erst als er fertig ist mit dem Grau und dem Schwarz und auch mit dem Magenta, lehnt er sich zurück, die Finger schmerzen vom Krampf, den er sich geholt haben muss, und betrachtet, was er gezeichnet hat. Und sieht: Es ist gut. Mit jedem Strich ist er besser geworden, der Mondmann. Mit jeder Farbe monströser. Dünne Beine hat er und eine finstere Wolfsfratze. Ein Schreckenswesen. Wurmartige Schnüre schlängeln unter seinem Kopf aus dem brüchigen Stumpf heraus, kriechen über das Papier und binden das Wesen an eine öde Kraterlandschaft. Sein Zuhause. So also muss er sich das vorstellen.

## 2. INA ESKINS

Nahezu genial sieht das aus. Sie ist eben die Tochter ihrer Mutter. Hat alle technischen Details bedacht, die Gegenrechnung gemacht, die Pläne vervollständigt. Wäre doch gelacht, wenn die nicht tatsächlich fliegen würde, ihre Rakete. Die erste ihrer Art, eine echte Ina-Eskins-wird-Nobelpreisträgerin-Rakete.

Ina wirbelt auf dem zerschlissenen Bürostuhl ihres Vaters herum und drückt mit ihrer linken nackten großen Zehe die Play-Taste des Kassettenrekorders, den sie allen MP3-Playern zum Trotz hütet wie einen Schatz. Sie weiß nicht, wie lange Ella Fitzgeralds Gesang sie bereits verlassen hat. Ihre Konzentration muss stärker gewesen sein als *Blue moon*. Aber nun schlängelt sie sich wieder in ihr Ohr, die Stimme der guten alten Frau,

und hüllt das Zimmer in Mondlicht. Vertreibt die Nacht aus den Winkeln und Erkern, wirft ihren Schein auf das abgewetzte Sofa und erleuchtet die Abbildung von Apollo Acht, die Ina an die verputzte Wand gepinnt hat. Danke, Ella, dass du ihn mir zeigst, meinen geliebten Krimskrams, wie Vater sagen würde. Ausgerechnet der. Sammelt alte Platten wie Postbeamte Briefmarken und macht sich über mich lustig.

Ina dreht sich zurück zu ihrem Schreibtisch, der unter Plänen vergraben vor ihr steht. Sie kann jetzt unmöglich ins Bett gehen, Mitternacht ist noch nicht lange vorbei. *You heard me saying a prayer for/ Someone I really could care for.*

Unter all den Zahlen und Tabellen lugt ein einzelnes buntes Blatt hervor. Ina zieht es heraus und muss lachen. Na also, es gibt immer irgendetwas zu tun. So jedenfalls kann es nicht bleiben, das Outfit ihrer Rakete. Da kann sie noch so schnell fliegen, der Spott wäre ihr gewiss. Es sollte zeit-entrückt aussehen, koboldartig, aber auf dem Papier entdeckt Ina Kringel, die von einer Vierjährigen gemalt sein könnten: kindisch, ungelent, hässlich. Wieso beklagen beinahe alle aus ihrer Klasse den Physik-Unterricht und atmen auf, wenn die Kunststunde beginnt?

Sie greift nach den Buntstiften, die ungespitzt im letzten Winkel der Schreibtischschublade versauern. Vielleicht rot. Oder blau wie der blaue Mond, von dem Ella Fitzgerald gerade singt, dass er sich in einen goldenen Mond verwandle.

Also Gold. Gold ist perfekt. Doch bevor Ina in ihrem Chaos den Spitzer gefunden hat, wird sie vom Gackern der Flamingos unterbrochen. Ha, sie weiß sofort, warum die sich melden, obwohl sie doch längst schlafen sollten, dummes Gesindel.

Schnell steht Ina auf und stellt sich an ihr Teleskop, ein glänzendes ETX-70, dessen geschärftes Auge über die diversen Raumschiffattrappen auf der Fensterbank zielt. Jetzt meldet sich auch der Wolf, sie ahnt bereits, wen er um diese Zeit anheult. Freundlich zugewandt klingt er, das kann sie beurteilen. Jemand, der mit Blick auf den Tiergarten wohnt, sozusagen im Revier des Wolfsgeheges, kennt die kleinen, feinen Unterschiede. Versteht die Sprache der Tiere, ist doch klar. Typisch ihr Vater, in eine Wohnung zu zie-

hen, in der man sich vorkommt, als sei man mitten im Dschungel statt in der Metropole. Ist doch toll, hatte er gesagt, schreit nach Cocktail-Partys am offenen Fenster. Flamingo-Drinks vor einer Kulisse, die den Städtern das oberflächliche Geplauder austreibt. Ina hatte gelacht, jaja, Paps, aber wo bekommst du deine Gäste her. Na, hatte er gesagt, dann feiern halt wir beide, du und ich. Ist eh viel schöner. Mit Cocktails aus aufgelösten Gummibärchen.

Die Flamingos schicken ihre verschreckte Botschaft zu Inas Fenster hoch, und der Wolf heult beharrlich weiter. Eilig löst Ina die Justierung und schwenkt den Teleskop-Arm vom Mond über den schwarzen Himmel in Richtung Gehege. Es ist viel zu nah, verschwommen, kaum gelingt es ihr, die Schärfe zu ziehen, aber dann sieht sie ihn doch, ihren Lupus, und vor den Maschen des Drahtzaunes, an dem er entlangstreicht, da steht auch der Junge wieder, den sie mit bloßem Auge niemals hätte entdecken können. Und immer geht er direkt zum Wolfskäfig. Streicht synchron mit dem Raubtier am Zaun entlang. Er trägt eine dunkle Jacke und bildet sich ein, unbemerkt bleiben zu können. Denkst du bist getarnt, Fremder! Ina lacht triumphierend auf. Aber um Ina Eskins auszutricksen, braucht es mehr als schwarze Klamotten. Und als habe er gehört, was sie gedacht hat, dreht er sich in diesem Augenblick um und starrt sie an, aber das kann nicht sein. Von seinem Platz aus dürfte er höchstens einen schwachen Lichtschein wahrnehmen, der ihrem Fenster entwischt, doch selbst das scheint nahezu unmöglich, denn die Funzel von Schreibtischlampe reicht gerade für die Tabellen hinter Inas Rücken. Nun kennt sie sein Gesicht. Albinoweiß scheint es durch die Nacht; ein seltsames Wesen, vielleicht ein Kobold wie sie.

„Ina, noch wach?“

Schon öffnet sich die Zimmertür, und ihr Vater setzt sich auf das Sofa, bereit für ein kleines Plauderstündchen zwischen seinen Kontrollgängen. Seit er den Job angenommen hat, langweilt er sich, der gute Paps. Ina seufzt, verlässt wehmütig ihren Platz vor dem Teleskop und lässt sich neben ihn fallen.

„Irgendwelche Vorkommnisse?“, fragt sie scheinheilig, und er nickt und erzählt zum hundertsten Mal die Geschichte von den Zwergen, die er bei ihrem nächtlichen Ameisenschmaus überrascht hat. Ina schließt die Augen, kuschelt sich an ihn und denkt an den Jungen und den Wolf und daran, was die beiden einander wohl zu sagen haben.